

Berichte

Die Musikerpersönlichkeit. Internationale Jahrestagung 1998 der „Deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie“ (DGM) in Dortmund

Diese Tagung, bei der rund 30 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen den ca. 70 Teilnehmern in insgesamt 17 Vorträgen ihre Forschungsergebnisse vorstellten, hatte als Schwerpunkt die „Musikerpersönlichkeit“, aber es war auch Raum gelassen für freie Forschungsberichte. Der Ablauf war so gestaltet, daß den Kongreßteilnehmern zwischen den Vorträgen u. a. Zeit dafür blieb, neben dem Austausch persönlicher Erfahrungen die auf Postern präsentierten Studienergebnisse weiterer acht Autoren im Foyer des Tagungsgebäudes zu betrachten und zu diskutieren. Die Perspektiven, unter denen das Thema der „Musikerpersönlichkeit“ behandelt wurde, verdeutlichten wieder einmal die Vielfalt, in der musikalische, medizinische und soziologische Aspekte zusammenhängen.

Viele Themen der Musikpsychologie sind mit persönlichkeitspsychologischen Fragen vernetzt: Der neuropsychologische und biologisch-psychologische Ansatz, die Forschungen zur musikalischen Entwicklung, zum musikalischen Lernen, zum beruflichen Werdegang von Musikern und seinen Ausgangsbedingungen, die Untersuchungen zur musikalischen Expertise und anderes mehr. Dieses breite inhaltliche Spektrum war entsprechend in den Tagungsbeiträgen repräsentiert. Das verbindende Element war dabei jeweils der Bezug auf die „Musikerpersönlichkeit“.

Maria Manturzevska aus Warschau arbeitete anhand eigener Forschungsbefunde ein allgemeines Syndrom von Persönlichkeitsdeterminanten für herausragende musikalische, aber nicht nur musikalische Leistungen heraus. Hierin unterscheidet sie sich von Anthony Kemp, der von einem musikerspezifischen Persönlichkeitsprofil ausgeht. Susan Hallam aus London konzentrierte sich auf Unterschiede zwischen Musikern: auf den persönlichkeitsabhängig verschiedenartigen Umgang mit den Situationen des Übens und der Konzertdarbietung. Ihr Ansatz legt eine Individualisierung der Musikausbildung nahe. Am zweiten Tagungstag ging es um kreative Musiker: Martin Flesch aus Lippstadt betrachtete die „komponierende Musikerpersönlichkeit“ unter dem Gesichtspunkt psychodynamischer Kreativitätshypothesen. Claudia Bullerjahn und Barbara Graebisch aus Hildesheim berichteten über ihre bereits vorliegende und die beabsichtigte weitere Studie zur Motivation und Persönlichkeit komponierender Jugendlicher, die sie im Zusammenhang mit dem Wettbewerb „Schüler komponieren“ und dem Wettbewerb „Local heroes“ durchführen. Vladimir Konecni aus San Diego beschäftigte sich in einer biographischen Fallstudie über den russischen Komponisten Wjatscheslaw Artjomow mit der Wechselwirkung zwischen Persönlichkeit, Religion und politischer Repression. Zwei weitere Beiträge galten der Bedeutung von musikalischen Aktivitäten für die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern im Grundschulalter: Hans Günther Bastian aus Frankfurt stellte Zwischenergebnisse der Berliner Langzeitstudie „Zum Einfluß von intensiver Musikerziehung auf die allgemeine und individuelle Entwicklung von Kindern“ vor. Hier geht es unter anderem um die Trans-

ferwirkung von Musikerziehung auf kognitive und nicht-kognitive Persönlichkeitsdispositionen. Mit derselben Altersgruppe, aber einer anderen qualitativen Methodik und anderen Zielen arbeitet die Gruppe um Claudia Bullerjahn, Hans-Joachim Erwe und anderen: Hier wurden „Musikbezogene Bedürfnisse und Umgangsweisen bei Kindern im Grundschulalter“ analysiert.

Weitere Beiträge waren differentiell-psychologischen Einwirkungen auf die Interpretation von Musik gewidmet: Manuel Jennen und Heiner Gembris (Halle) präsentierten Ergebnisse zu der Frage, ob das Alter von Dirigenten sich in einer Verlangsamung ihrer Interpretationen niederschlägt. Reinhard Kopiez, Jörg Langner und Piotr Steinhagen untersuchten die Auswirkungen der Kulturzugehörigkeit von Trommlern auf die Reproduktion von Rhythmen. Claudia Spahn (Freiburg) präsentierte in ihrem Beitrag eine Fragebogenuntersuchung, in der geklärt werden sollte, ob Musiker sich durch eine erhöhte dispositionelle Selbstaufmerksamkeit (im Sinne des Konzepts von Duval und Wicklund) auszeichnen und ob diese eine positive oder negative Rolle in der Prävention seelischer und körperlicher beruflicher Belastungen spielt. Im dritten Tagungsabschnitt kamen zunächst Referenten zu Wort, die sich mit neurobiologischen und neuropsychologischen Aspekten der Musikerpersönlichkeit auseinandersetzten. Zunächst sprach Marianne Hassler (Tübingen) über ihren Androgynie-Ansatz und damit verbundene immunologische Aspekte: Demgemäß kommunizieren das Nerven-, Hormon- und das Immunsystem miteinander – mit Konsequenzen für Persönlichkeit und Verhalten. Ein niedriger Steroidhormonspiegel bei Männern und ein hoher bei Frauen sowie weitere endokrinologische Merkmale finden sich gehäuft bei Komponisten (aber auch bei bildenden Künstlern). Stefan Evers, Jörn Dannert und Günther Rötter replizieren mit einer nicht-invasiven Methode (der transkranialen Doppler-sonographie) Befunde, wonach Musiker und aufmerksame Hörer Musik überwiegend linkshemisphärisch, Laien und unaufmerksame Hörer dagegen vornehmlich rechtshemisphärisch verarbeiten.

Am Schluß der Tagung standen Beiträge von Jan Hemming und Günter Kleinen (Bremen) sowie Wolfgang Stroh (Oldenburg). Hemming und Kleinen stellten eine Tagebuchstudie zum Beginn von Musikerkarrieren in Jazz und Rockmusik vor, die mit Schülerbands durchgeführt worden war. Stroh berichtete über sein Projekt des „MIDI-Planetariums“ und diskutierte die Frage, wieweit die hiermit erzeugte Musik als Projektionsfläche der Persönlichkeit dienen kann.

Insgesamt läßt sich feststellen, daß die Tagung auf ein reges öffentliches Interesse stieß, dies wurde an der Pressebeteiligung deutlich: an Rundfunkberichten in NDR, WDR und Deutschlandfunk zu Hauptsendezeiten, an Kongressberichten in Zeitschriften wie der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und diversen Fachblättern. Besonderen Anklang fand die Postersession, in der vor allem jungen Wissenschaftlern die Möglichkeit zur Präsentation ihrer Forschungsergebnisse gegeben wurde. In einem Fall wurden die Untersuchungsergebnisse von mehreren Rundfunkanstalten in Features dargestellt (Eine Studie zur anxiolytischen Wirkung von Musik).

Die Ergebnisse zeigten, daß im Bereich der musikalischen Persönlichkeitsforschung ein facettenreiches Bild von Forschungen aus unterschiedlichsten Disziplinen vorliegt. Der Kongreß hat dazu beigetragen in der Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse und ihrer Diskussion Teildisziplinen stärker in Kontakt treten zu lassen. Besonders wichtig erscheint außerdem, daß durch die entstandenen internationalen Kontakte wichtige neue Impulse der Zusammenarbeit gesetzt worden sind.

Ernst Dombrowski

Aus dem Forschungs-Projekt BACKDOOR: Tagebuchstudie unter Schülerbands

Seit März 1997 wird an der Universität Bremen das Forschungsprojekt BACKDOOR durchgeführt: für die musikalische Begabung liegt in den Stilbereichen des Jazz, Rock und Pop offenkundig ein Forschungsdefizit vor, dessen Aufarbeitung angesichts des aktuellen Musiklebens, der Interessenlagen unter Kindern und Jugendlichen und im Hinblick auf eine anstehende Modernisierung der musikalischen Ausbildungsinstitutionen dringlich ist. Sowohl musikalische Biographiestudien, die die Lebensferne der mit Tests operierenden Begabungsstudien überwunden haben, als auch die gegenwärtig dominierende Expertiseforschung sind einseitig der Klassik-sphäre verpflichtet und somit defizitär. Und das muß konstatiert werden, obgleich in der kulturellen Praxis, in der praktischen Musikausübung wie im Musikkonsum offenkundig die Barrieren zwischen klassischen und populären Stilrichtungen der Musik fallen (vgl. Hargreaves & North 1997).

Zweifellos ist ein Zugang zur Popbegabung nur mit einem breiten, differenziert angelegten Methodenbündel zu gewinnen. In einer **Vorstudie** zu BACKDOOR wurden Lebenslaufschilderungen von Bewerbern für den Modellversuch Populärmusik an der Hamburger Hochschule für Musik und Theater ausgewertet (Kleinen & Schmadtke 1995, vgl. Kleinen 1997). Da es sich um die *post factum*-Auswertung eines Materials handelt, dessen Entstehungsbedingungen zu berücksichtigen sind und im Nachhinein nicht mehr zu beeinflussen waren, müssen die Ergebnisse mit Vorsicht aufgenommen werden. Unstrittig sind aber die Themen, die in diesem Stilbereich wichtig werden: der Grad an Eigeninitiative, das veränderte Verhältnis der Jungen und Mädchen zu ihren Eltern und zu den Vertretern der ‚offiziellen‘ Pädagogik, das sind die Lehrkräfte in Schule und Musikschule, sodann der Einfluß der Medien auf musikalisches Lernen und musikalische Entwicklung, die Sozialbeziehungen unter Gleichaltrigen und nicht zuletzt das autodidaktische Lernen.

Für das Projekt BACKDOOR selbst wurde folgender Forschungsplan vorgesehen:

Zielgruppen	Methoden
Schülerbands	Tagebücher, ergänzende Gespräche, teilnehmende Beobachtung
Mitglieder in semiprofessionellen und professionellen Bands	Leitfadeninterviews
Studierende	freie schriftliche Äußerungen zu einem Fragenkatalog, traditionelle Musikalitätstests und Tests zur Persönlichkeitsstruktur

Das konkreten Schritte werden jeweils vor und während der Durchführung anhand von Expertengesprächen, z. B. mit Musikern, Pädagogen, Hochschullehrern, Diskjockeys oder Vertretern der Musikindustrie und der Medien reflektiert. So wird eine kontinuierliche Reflexion der inhaltlichen Fragestellungen und des methodischen Vorgehens gewährleistet.

Die Karrieren von Musikerinnen und Musikern zeichnen sich schon in der Kindheit ab, aber die ersten Aktivitäten im Bereich der populären Musik fallen in die Schulzeit. Dort handelt es sich um ein musikalisches Engagement unter

Gleichaltrigen, in Teilen geduldet, ignoriert, sanktioniert, gefördert von den Eltern und Pädagogen. Die BACKDOOR-Untersuchungen setzen in diesem Alter an, da es in der Biographie von Popmusikern den Karrierebeginn markiert; sie setzen sich über die Altersgruppe derjenigen, die sich in Ausbildung befinden, fort, beleuchten insbesondere die Mitglieder von semi-professionellen und professionellen Bands und werden von einer z.T. divergenten Gruppe von Experten ergänzt.

In der **Tagebuchstudie unter Schülerbands** an Bremischen Schulen knüpfen wir bei den Verfahren und Ergebnissen der Expertiseforschung an (Ericsson 1997). Jedoch halten wir mit dem Wechsel vom Klassikgenre zur populären Musik wesentliche Modifikationen und ergänzende Betrachtungsweisen für erforderlich:

1. Für Jazz-, Rock- und Popmusiker/innen ist die *deliberate practice* nur eine Lernmöglichkeit unter mehreren und keinesfalls die einzig beachtenswerte und wichtigste. Hohen Rang nehmen zusätzlich ein: das freie Musizieren in der Gruppe (*Jammen*) und ein experimentelles, kreatives, durch andere Gruppenmitglieder oder aus anderen Quellen wie Tonträger, live-Konzerte, Bühnenauftritte u. a. inspiriertes Lernen. Unser besonderes Interesse gilt dem Verhältnis eines zielgerichteten, durch Spezialisten angeleiteten Übens zum Lernen in der Gruppe und insbesondere zum autodidaktischen, d. h. in hohem Maße eigenverantworteten Lernen. Eine Modifikation des Konzepts der *deliberate practice* erscheint uns hier unumgänglich. Das selbstinitiierte, zum Teil auch autodidaktisch angelegte Üben, die eigene kreative Erfindung von Musiktiteln wird gespeist aus individuellen Selbstkonzepten, nicht aus einem an künstlerischen Traditionen orientierten Verständnis der musikalischen Interpretation.

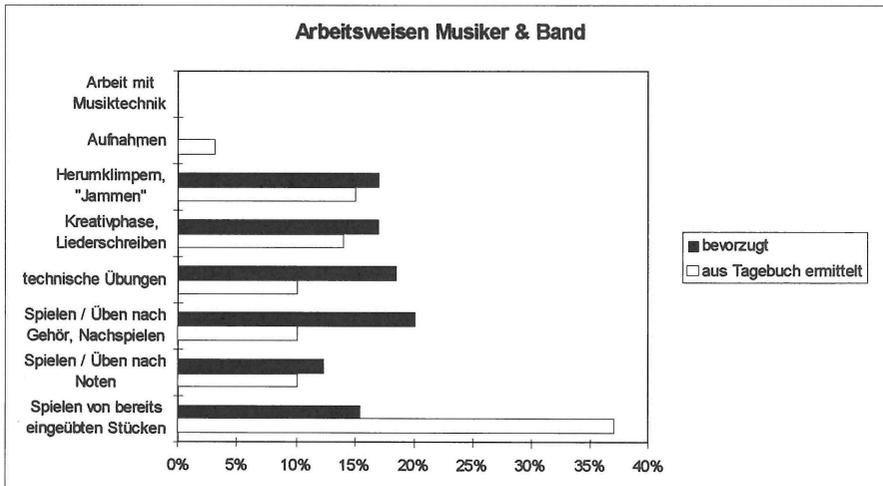
2. Aus methodischen Gründen verzichten wir auf die Hochrechnung der lebenslang akkumulierten Übezeiten zugunsten der durchschnittlichen wöchentlichen Dauer der diversen musikalischen Aktivitäten. Die Schülerinnen und Schüler unserer Stichprobe liegen hier durchaus im Mittelfeld der ‚klassischen‘ Musikbegabungen, mit denen die Expertiseforschung befaßt ist.

3. Während die Expertiseforschung Motivationsfragen lapidar als ‚mystery‘ bezeichnet (Ericsson 1997, 45) stehen sie im BACKDOOR-Projekt auch unter Einbezug qualitativer Verfahren im zentralen Blickpunkt. Für die Karrieren angehender Popmusiker kann die Motivation aber von höchster Bedeutung sein, da sie in einem Zusammenhang mit dem persönlich bedeutsamen, ‚signifikanten‘ Lernen steht. Es mag sein, daß der Stellenwert von Begabung in der Popsphäre von vornherein niedriger anzusetzen ist als in der klassischen Musik. Dafür ist verstärkte Aufmerksamkeit für all die Situationen und Handlungsweisen angebracht, die ein persönlich bedeutsames, sozial rückgekoppeltes und für die musikalische Biographie relevantes Lernen ermöglichen.

Die Datenerhebung unter Mitgliedern von 25 Bremer Schülerbands und die Auswertung der Tagebuchstudie fanden 1997 bis 1999 statt. Auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie 1998 in Dortmund wurden erste Ergebnisse vorgestellt. In die internationale Diskussion wurde sie mit quantitativen und qualitativen Aspekten 1999 in Sydney (Australian Society for Music Education XII National Conference) und Luzern (European Society for the Cognitive Sciences of Music) eingeführt. Auf der Jahrestagung des ASPM (Arbeitskreis für das Studium der populären Musik) 1999 in Wolfenbüttel wird eine Inhaltsanalyse vorgestellt, die schwerpunktmäßig mit dem autodidaktischen Lernen befaßt ist.

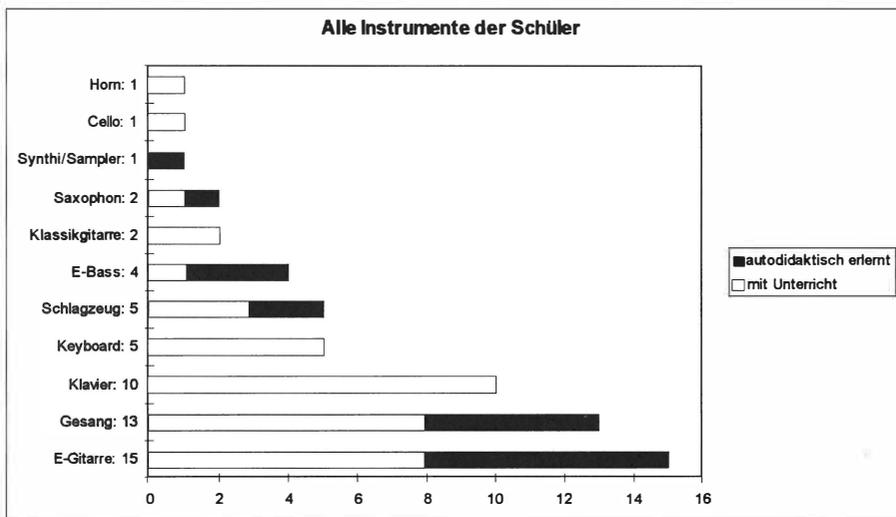
Aus der Tagebuchstudie wurden bei der DGM-Tagung in Dortmund erste Ergebnisse zur Diskussion gestellt. Eine ausführlichere Darstellung kann über Internet eingesehen werden: <http://www1.uni-bremen.de/~backdoor/>. Die wesentlichen Punkte lauten:

- Relation der Übezeiten, die in der Band bzw. allein verbracht werden: Rund ein Viertel der Zeit gehört der Band, drei Viertel werden dem Einzelüben gewidmet.
- Einordnung der ermittelten Übezeiten in vorliegende Ergebnisse der Expertiseforschung: der Übeaufwand der Jugendlichen, die sich der populären Musik widmen, kann sich durchaus sehen lassen im Vergleich zu den Geigern und Pianisten der klassischen Ausbildung, wie sie von der Expertiseforschung untersucht worden ist. Sie bewegen sich in einem mittleren Bereich.
- Der hohen Anteil des autodidaktischen Lernens am Instrumentenlernen geht aus der beigefügten Abbildung hervor. Erwartungsgemäß betrifft er insbesondere die in der Band zu spielenden Instrumente einschließlich Gesang.
- Diskrepanzen in den Arbeitsweise. Fragt man die Musiker nach den bevorzug-

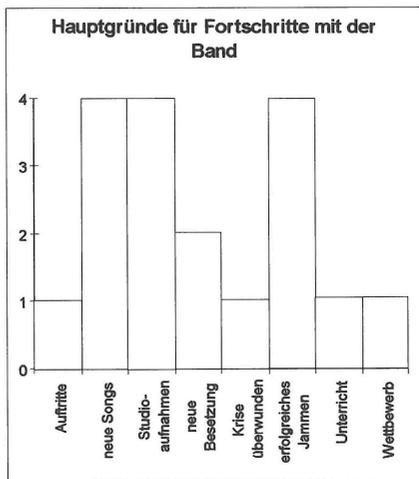
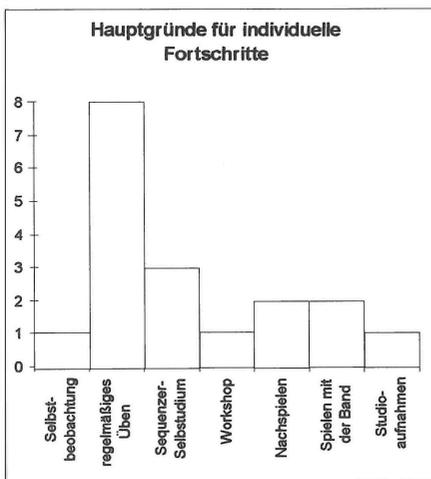


ten Arbeitsweisen, so unterscheiden sich deutlich die verbalen Angaben, die vorab gemacht werden, von dem Bild, das aus den Tagebuchangaben ermittelt werden kann. Das Spielen von bereits eingeübten Stücken nimmt in Wirklichkeit einen viel weiteren Raum ein, als man zugestehen möchte, bei den Etüden und beim Spielen nach Gehör ist es andersherum. Aus den Tagebüchern geht hervor, daß z.T. ganz erhebliche Differenzen zwischen den beabsichtigten und angeblich bevorzugten Arbeitsweisen auf der einen Seite und dem tatsächlich praktizierten Üben andererseits bestehen – Fragebogenangaben dieser Art sind also in hohem Maße ungenau.

- Zusammenhang zwischen Bewertung und zielstrebigem Üben: in der Bewertung individueller Leistungen und der Leistungen in der Gruppe sind Differenzierungen angebracht, zumal wenn man sie mit der *deliberate practice*, einer herausgehobenen Art des zielorientierten Übens, korreliert. In den Zahlenwerten zeichnet sich die Tendenz ab, daß die Bewertung der Band mit dem Grad ihrer *deliberate practice* einhergeht ($r = 0,20$), die Bewertung der individuellen Musiker aber nicht ($r = -0,39$). Die Einschätzung der Begabung in Abhängigkeit von der *deliberate practice* liegt jedoch im Bereich der Nullkorrelationen. Damit treffen sich erstmals empirische Daten mit einem im Popbereich verbreiteten Vorurteil gegenüber überzogenem Ehrgeiz und Übefleiß: „If you want to succeed, stop trying so hard“.



- Erfragt man die Begründung für Fortschritte, so werden sie individuell besonders im regelmäßigen Üben gesehen, bei der Band aber ist das Bild völlig verschieden: hier liegen sie in der Erfindung neuer Songs, in Studioaufnahmen und im erfolgreichen Jammen. Das weist auf grundlegende Unterschiede zwischen der Musikausführung in Klassik und Pop hin.



Es mag sein, daß musikalische Begabung als Voraussetzung einer erfolgreichen Musikerkarriere in den Stilbereichen der populären Musik nicht denselben hohen Stellenwert hat wie im Genre der musikalischen Klassik. In einer Serie von Interviews mit Mitgliedern semiprofessioneller Bands deutet sich an, daß man in Popbands erfolgreich sein kann, auch wenn man von Eltern, Pädagogen oder anderen Außenstehenden als nicht sonderlich begabt eingeschätzt wird. Dafür rücken die Selbsteinschätzung und das musikalische Selbstkonzept in den Vordergrund des

Interesses (vgl. Hemming 1999). Das Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten ist ja auch die wesentliche Grundlage für das autodidaktische Lernen.

Literatur

- Ericsson, K. Anders (1997). Deliberate practice and the acquisition of expert performance: An overview. Aus: Jørgensen, Harald; Lehmann, Andreas C. (Hrsg.): *Does practice make perfect? Current theory and research on instrumental music practice*. Oslo. S. 9–51.
- Hargreaves, David & North, Adrian C. (Hrsg.) (1997). *The social psychology of music*. Oxford: Oxford University Press.
- Hemming, Jan (1999). ‚Materialist Ethnography‘ and the notion of ‚talent‘. Manuskript.
- Kleinen, Günter (1997). Die biographische Dimension musikalischer Begabung – Jazz- und Rockmusik als Untersuchungsgebiet. Aus: Gembris, Heiner, Kraemer, Rudolf-Dieter; Maas, Georg (Hrsg.): *Musikpädagogische Forschungsberichte 1996. Singen als Gegenstand der Grundlagenforschung*. Augsburg (Wißner), S. 257–266.
Jan Hemming, Günter Kleinen

5th International Conference on Music Perception and Cognition in Seoul/Südkorea, 26.–30. August 1998

Unter internationaler Beteiligung widmete sich die vom Western Music Research Institute der Seoul National University veranstaltete „Fünfte Internationale Konferenz über Musikperzeption und -kognition“ in Seoul/Südkorea diesmal schwerpunktmäßig dem Thema „Music, Mind, and Science“. Diesbezügliche Kategorisierungsprobleme beschäftigten Organisator Suk Won Yi in seinem Eröffnungsvortrag: Ist Musikkognition als Forschungsfeld nun eher der Musikwissenschaft (Begriffsfeld „Music“), also dem vorrangig geisteswissenschaftlichen Bereich oder der Psychologie, mithin eher einer naturwissenschaftlichen Disziplin („Science“) zugehörig? Wie die Titel der Fachzeitschriften, der (inter-)nationalen Organisationen und Konferenzen beweisen, hat sich über Zuständigkeitsfragen eher institutioneller und personeller Natur hinausgehend in den letzten zwei Jahrzehnten jedoch ein hybrides Forschungsfeld der Musikperzeption und -kognition herausgebildet und fix etabliert, das sich aller Aspekte rund um den „Musical Mind“ annimmt. Entsprechend breit gestreut waren auch die Themenschwerpunkte der folgenden Tage: In acht Plenarvorträgen, 63 auf zwölf verschiedene Sitzungen verteilten wissenschaftlichen Beiträgen und auf neun Postern wurden kulturanthropologische und ethnokulturelle Fragestellungen, Multimedia und Computertechnologie, Psychoakustik und Neurowissenschaften, Physiologie und Musiktherapie, (absolute) Tonhöhen-, Tonarten- und Intervallwahrnehmung ebenso thematisiert wie neue Erkenntnisse in Musikerziehung und musikalischer Entwicklung, Rhythmus und Zeitgebung, Emotion und Interpretation.

Auf das Phänomen allgemein menschlicher Musikausübung aus kulturanthropologischer Sicht richtete sich vor allem der Plenarvortrag von Ian Cross (Cambridge/UK): „Ist Musik das Wichtigste, was wir jemals getan haben? – Musik, Entwicklung und Evolution“ diskutierte den evolutionären Beitrag von Musik für die kognitive Flexibilität und soziale Interaktion des modernen Homo sapiens. Der größte Nutzen von Musik liegt demnach in ihrer „Nutzlosigkeit“, in ihrem Freisein von eigentlichen, von multiplen potentiellen Intentionalitäten. Eine weitere, von

Cross geleitete Sektion galt dem Thema „Musikalische Sprache und Kultur“: Mit literaturwissenschaftlichen und formallogischen Begriffen eher dem ersten Bereich zugehörig, waren dabei Jung-Jin Kims (Seoul/KR) „Barthesianische Analyse von Britzens ‚The Holy Sonnets of John Donne‘“, Op. 35, welche bedauerlicherweise ganz ohne Klangbeispiel auskam, sowie Alastair Borthwicks (Hull/UK) anspruchsvolles „Logik, Kognition und die Kunst des Willkürlichen“ bzw. deren wechselseitiges Zusammenwirken in Bezug auf das untersuchte (musikalische) Objekt. Auf den zweiten (ethno-)kulturellen Aspekt richtete sich Annabel Cohens/Betty Baileys (Charlottetown/CDN) „Überblick über musikalische Interessen kanadischer küstenbewohnender Senioren“ (Prince Edward Island/Nova Scotia) und deren entsprechende „Lebenssignifikanz“, also den Erwerb und die Wichtigkeit einer musikalischen Grammatik innerhalb einer Lebensspanne, sowie „Ethnokulturelle Konflikte im Kontext des Indischen Musiklehr- und -lernsystems“ von M. Hariharan/Gowri Kuppuswamy (Mysore/IND), und hier insbesondere jenen zwischen religiösen-spirituellen-kulturellen Werten entstehenden, wie er durch den starken Einfluß „westlicher“ Musik auch in anderen, nicht genuin westlichen Kulturen akut ist (und auch das veranstaltende Seouler Institut widmet sich ja der Erforschung spezifisch „westlicher“ Musik).

Während Cohen in ihrem Plenarvortrag videosequenzreich die „Funktionen der Musik in Multimedia: Ein kognitiver Ansatz“ thematisierte, galt die Session „Kybernetik, Computertechnologie und Modellierung“ verschiedenen Neuentwicklungen im Bereich der Implementation perceptiver Prozesse und kognitiver Modelle in Computeranwendungen. (Einfachere) „Metrische und tonale Intergrationsprozesse in der Melodiewahrnehmung“ betraf das Modell von Akihiro Okada/Jun-ichi Abe (Sapporo/J), indessen Pauli Laine (Helsinki/SIN) theoretisch die Notwendigkeit des vorher, gleichzeitig bzw. anschließend kontrollierenden Feedbacks auf verschiedenen Produktions- und Repräsentationsebenen erörterte. Das Team Ichiro Fujinaga/Stephan Moore/David S. Sullivan Jr. (Baltimore/MD) war hier gleich zweimal (und mit einem weiteren Poster über den Effekt von Violin-Vibrato) vertreten: Mit dem (via k-NN) klassifizierende und genetische Algorithmen implementierenden „beispielbasierten Lernmodell für Musikkognition“, das sich auf die dem Musiker gemäße Akquisition impliziten (non-verbalen) musikalischen Wissens richtet, sowie einem Überblick über drei neue Software-Entwicklungen für die Realtime-Synthese psychoakustischer Experimente (SuperCollider, MSP/Max, Pd/GEM).

Der „Psychoakustik“ galt diesmal neben jener mit neuen (Langzeit-)Studien über „Absolute Tonhöhe und Intervallwahrnehmung“ auch eine eigene, so betitelte Session: Fünf (sehr) verschiedene Beiträge behandelten „Die unwiderstehliche Kraft des Rhythmus: Evidenz von multiplen Oszillationsmaxima in der ‚spontanen‘ Generierung von Tempo und Reaktionen auf Trigger-Impulse“ (Reinhard Kopiez/Joerg Langner, Würzburg, Braunschweig/D), ausgehend von *mehr als einem* disponiblen Sensitivitätsmaximum für die (spontane) Produktion und Perzeption rhythmisch-zeitstrukturierender Ereignisse, auch in Abhängigkeit von Ort und jeweiliger Situation; die „Absolute Größeneinschätzung“ (Absolute Magnitude Estimation) der „Rauhigkeit von Zweiton-Komplexen“ (Andrzej Rakowski/Andrzej Miskiewicz/Teresa Rosciszevska, Warschau/PL); die „Erklärung des Effekts der Ersten und Zweiten Tonhöhenverschiebung als Manifestationen eines einzigen Phänomens“ in *einem* Modell, (auch) zur Vorhersage linear aufgebauter komplexer Töne (Pantelis N. Vassilakis, Los Angeles/CA); sowie die „Akustische Analyse von Violinklangfarben verschieden begabter Spieler“ (Soo Kyoung Roh, Seoul/KR) bzw. den Zusammenhang von spezifischer Klangfarbe und jeweiligem Spieler

auf einem *einzig* Instrument (plus Gegenprobe) im Unterschied zur Fokussierung auf verschiedene Instrumententypen. Die kortikalen Antworten musikalisch trainierter Versuchspersonen auf Veränderungen der Notendauer in Tonfolgen anhand „gleichmäßig visuell evozierter Potentiale (SSVEP)“ von Philip G. Harris/Richard B. Silberstein/Andrew Pipingas/Jeff Pressing (Melbourne, Victoria/AUS) in Relation zu gestaltpsychologischen Gruppierungsprozessen wandten sich wiederum bereits in Richtung Neuropsychologie; aber auch der „Physiologie und Neurologie“ war, abermals unter sehr verschiedenen Vorzeichen: Von philosophisch-neurowissenschaftlichen Betrachtungen über physiologische bis zu hormonellen Veränderungen, samstags eine eigene Sitzung zgedacht.

Ein Großteil der präsentierten Papers beschäftigte sich indes mit den der Musikpsychologie möglicherweise doch näherstehenden Themen von Interpret und Interpretation, musikalischer Erfahrung und Entwicklung, Zeitgebung und -wahrnehmung bzw. rhythmischen und metrischen Schemata, die alle en detail zu behandeln den vorgegebenen Rahmen vermutlich überschreiten würde. Und auch zwei der Plenarvorträge widmeten sich diesem Themenkomplex: Während John A. Sloboda (Keele/UK; „Musikalische Performanz und Emotion: Ergebnisse und Entwicklungen“) Beobachtungen hinsichtlich der dem musikalischen Verlauf parallel gehenden bzw. mit ihm in Stärke und Ausprägung schwankenden emotionalen Wirkungen und deren strukturelle sowie interpretatorische Bedingtheit erörterte, mithin auch die beiden zugrunde liegende Intention, behandelte W. Jay Dowling (Dallas/TX; „Melodische und rhythmische Kontur in Wahrnehmung und Gedächtnis“) das Zusammenwirken von die melodische Kontur konstituierenden rhythmischen und Tonhöhenkomponenten und die Umstände, die – wie vermehrte Trainingsdurchläufe – deren Erkennen und Erinnern durch das Arbeitsgedächtnis verbessern.

Erwähnenswert ferner auch Gunter Kreutz (Frankfurt/D) und Patrick N. Juslin (Uppsala/S), die jeweils mit *zwei* Beiträgen vertreten waren: Neben „Ist eine einzelne Tonhöhe eine einzelne Tonhöhe?“, über die Mehrdeutigkeit von gemeinsamen Noten sich kreuzender Stimmen als speziellem Fall des Duplex-Phänomens, rückte Kreutz mit „Kann Musik den Geist deuten“ in eine „metaphorische Perspektive zur Musikkognition“; Metaphern, ein objektivierend-hermeneutischer Ansatz kämen demnach der Art unserer komplexen Musikwahrnehmung entgegen. Die seitens des Interpreten an den Zuhörer gerichtete emotionelle Kommunikation beschäftigte Juslin in „Verwenden Hörer Zeitmuster zur Dekodierung des emotionalen Ausdrucks musikalischer Darbietungen?“ (zusammen mit Guy Madison, Uppsala/S) wie auch in „Wie man die emotionelle Kommunikation des musikalischen Vortrags beeinflusst“. Während er im ersten Beitrag die Weitergabe emotioneller Stimmungsinhalte (Wut, Freude, Traurigkeit, Furcht) über unterschiedliche Zeitmuster erwog – was an sich zugleich einen kulturell-stilistisch begrenzten Rahmen nahelegt –, ein Ansatz den auch Emery Schubert (Sydney/AUS) mit Analyseergebnissen aus einem mit seinem *EmotionSpace Lab* durchgeführten Experiment („Zeitreihen-Analyse von Emotionen in Musik“) unterstützte, überwog im zweiten mit John Sloboda (der diesen in puncto Intention zuletzt allerdings relativierte) der Grundsatz der im Dienst der Ausdrucksintensivierung gezielt verbesserten interpretatorischen Wiedergabe.

Über Musikerziehung ganz anderer Art berichtete Wilfried Gruhn in seiner Langzeitstudie zur „Entwicklung mentaler Repräsentationen in der frühen Kindheit“, d. h., in den ersten drei Lebensjahren. Das Wissen *von* Musik, so Gruhn, ist verschieden von jenem *über* Musik, das Lernen praktischer Musikausübung nicht gleich jenem symbolischer Darstellungen, verbaler und theoretischer Natur; doch

die Art des Lernens hat einen signifikanten Effekt auf die Hirnaktivierungsmuster im Hinblick auf die Entwicklung mentaler, *musikalischer* Repräsentationen.

Last but not least seien an dieser Stelle noch zwei weitere aus der gegenüber Montréal (4. ICMPC 1996) deutlich untergewichtigeren Poster-Präsentation erwähnt: Izumi Sugawara/Yoko Oura/Ayako Sakakibara (Tokio, Niigata) mit ihren Ergebnissen, zufolge derer die erworbene Klavierpraxis bei Kindern die Fähigkeit zur dynamischen Beurteilung erhöht, sowie die Untersuchung des Zusammenhangs von 1/f-Musik, weißem Rauschen bzw. keinerlei Musik auf den Erholungsprozeß nach der Darbietung stark emotionalisierender visueller Stimuli (Jin-Hun Sohn/Imgap Yi/Kyung-Hwa Lee/Jin-Woo Hong/Sangsup Choi, Taejon/KR), wobei sich eine positive Wirkung aller drei auditiven Samples auf die relative EEG-Alpha Stärke zeigte, mit wie erwartet besten Ergebnissen nach der 1/f-Musik.

Fazit nach der „5. Internationalen Konferenz über Musikperzeption und -kognition“: Bunt durchmischt gemäß der großen Themenvielfalt, aber durchwegs interessant, zudem für die zahlreichen koreanischen Studenten eine schöne Gelegenheit. Und der Kongreßband ist trotz zahlreicher bedauerlicher Druckfehler durchaus lesenswert.

Alexandra Hettergott